

SICH SELBST FINDEN IM FREIWILLIGEN ENGAGEMENT: ZIVILGESELLSCHAFTLICHE SCHLÜSSELQUALIFIKATIONEN DURCH FREIWILLIGENDIENSTE

Heiner Keupp

Vortrag bei der Tagung „Gewinn für alle? Zum aktuellen Stand der Freiwilligendienste am 10.02.2006 im Kardinal-Döpfner-Haus in Freising

In mein Thema will ich in einer Art Zangenbewegung einsteigen. Ich werde mit regierungsamtlichen Verlautbarungen zu Sinn und Funktion von Freiwilligendiensten beginnen, um dann mit einem ganz persönlichen Zugang fortzufahren. Wenn man auf der homepage des Bundesfamilienministeriums Material zu den Freiwilligendiensten sucht, dann wird man noch mit Verlautbarungen von Renate Schmidt versorgt. In der Broschüre „Für mich und für andere“ schreibt sie:

„Immer mehr junge Menschen entscheiden sich Jahr für Jahr ein Freiwilliges Soziales Jahr oder ein Freiwilliges Ökologisches Jahr in Deutschland oder im Ausland zu absolvieren. Es ist „in“, sich freiwillig zu engagieren – wenn die Bedingungen stimmen.

Jugendliche packen gerne dort mit an, wo es ihnen sinnvoll erscheint. Dabei wollen sie auch Spaß haben und Freundschaften schließen; wer etwas für andere tut, gewinnt auch etwas für sich selbst dabei.

Die Shell-Jugendstudie 2002 hat bestätigt, dass individuelle Leistungsorientierung und Verantwortung für andere keine Gegensätze sind. Viele junge Menschen wollen ihr Leben selbst gestalten. Lebensperspektiven müssen in Zeiten der Globalisierung auf eigene Faust und auf eigene Verantwortung entwickelt werden – auf der Basis der Werte, die unsere Gesellschaft tragen.

Neue Eindrücke, das Kennenlernen unterschiedlicher Lebens- und Arbeitswelten, anderer Sprachen und Kulturen, das Gefühl, gebraucht zu werden – all das wird in Zukunft auch für unsere Demokratie immer wichtiger.“

Die Ministerin hat den modernisierten Freiwilligendiskurs gut aufgenommen und gilt auch für das Bayerische Sozialministerium. Dort heißt es:

„Die praktische Mitarbeit ... bietet den Freiwilligen die Gelegenheit,

- verantwortungsvolles, soziales Handeln einzuüben,
- Einblicke in gesellschaftlich, soziale und interkulturelle Zusammenhänge zu erhalten,
- die Förderung des Engagements im sozialen Bereich zu erfahren,

- Kritik-, Kommunikations- und Kooperationsfähigkeit sowie globales Denken zu entwickeln,
- die Persönlichkeit zu entfalten und eigene Wertvorstellungen zu überprüfen,
- Vorurteile abzubauen
- soziale Berufe in ihrer Vielfältigkeit kennen zu lernen.“

In diese Formulierungen wird uns ein erstes Bild von dem vermittelt, was wir einerseits unter „Schlüsselqualifikationen“ verstehen können und andererseits ist von der Erwünschtheit des gesellschaftlichen Engagements von jungen Menschen die Rede. Ich will mich an beide Fragestellungen autobiographisch herantasten und zunächst die Frage stellen:

Wie kommt man zum bürgerschaftlichen Engagement?

Zunächst zu der Frage, wie Menschen eigentlich einen Weg ins bürgerschaftliche Engagement finden? Das klassische Ehrenamt, vor allem die mit ihm verbundenen Positionen hatten den Charakter einer Karriere mit berechenbaren Aufstiegschancen oder gar einen dynastischen Charakter. In meinen ersten Engagements war es wie eine Art familiärer Thronfolge: Meine älteren Geschwister waren die Leiter der evangelischen Jungenschar im fränkischen Heimatdorf. Wenn dann das Abitur bewältigt war und das Studium zum Verlassen des Dorfes zwang, wurde die Jugendleiteraufgabe an die nächst Jüngeren in der Altershierarchie weitergereicht. Im Posaunenchor gab es einen ähnlichen Ablauf. Als Jüngster in meiner Familie durfte ich mit dem Tenorhorn einsteigen. Es war kein Führungsinstrument – im Unterschied zu 1. Trompete oder Tuba, die meine älteren Brüder spielten. Es war ein echter „Aufstieg“ in der Hierarchie des Posaunenchores, als ich das Flügelhorn meines Bruders übernahm und damit war ich ein „Führungsspieler“. Abweichend war eigentlich nur mein Karrieresprung im Turnverein. Dort waren die Ämter besonders dynastisch angelegt: Der 1. Vorsitzende hat fast ein halbes Jahrhundert „geherrscht“ und sein Nachfolger auch mehr als zwei Jahrzehnte. Aus Mangel an geeigneten Kandidaten wurde ich mit 17 zum Oberturnwart gewählt und das hatte sicher mit meinem Gymnasiastenstatus zu tun. Es stand nämlich eine 100-Jahrfeier an und da brauchte man wohl jemanden, der des Schreibens und Organisierens kundig war. Untypisch an meiner Karriere im Turnverein war der schnelle Sprung nach oben und die kurze Befristung. Mit 19 Jahren habe ich meine Tätigkeit als Oberturnwart aufgegeben, das Studium führte mich in die fremde Großstadt. Das war also schon eine vorweg genommene Version des projektförmigen Engagements.

Was kann ich aus diesen eigenen Urfahrungen für unser Thema folgern? Aus spezifischen Milieus ist man mit einer gewissen Selbstverständlichkeit in Ehrenamtspositionen gekommen. Diese Milieus enthielten Modelle und Vorbilder und eine „einbettende Kultur“, in der es genügend Hinweisreize dafür gab, wie die Ämter auszufüllen waren. In den traditionellen Milieus gab es typische Karriereverläufe, auf die die nachwachsenden Generationen antizipatorisch hinsozialisiert wurden. Auch wenn man dann in den Ämtern noch einiges zu lernen hatte, war es doch im Ansatz vertrautes Wissen. Es gab „Schnittmuster“, nach denen die eigene Identität im ehrenamtlichen Bereich organisiert werden konnte.

Wenn wir gelegentlich etwas hochtrabend vom Paradigmenwechsel sprechen, in dem das „alte Ehrenamt“ durch das „bürgerschaftliche Engagement“ abgelöst würde, dann wird gerade unter dem fokussierten Blickwinkel einiges deutlich: Engagement folgt immer weniger diesen Schnittmustern und ebenso wenig verlaufen heute Identitätsentwicklungen in solchen vorgezeichneten Bahnen. Wenn die Sozialwissenschaftler die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse der Gegenwart als „disembedding“ beschreiben, dann meinen sie genau dieses. Die klar vorgezeichneten und verlässlichen Bahnen beruflicher, ehrenamtlicher und privater Lebensverläufe lösen sich immer mehr auf. Aus den Normalbiographien werden immer mehr Wahlbiographien. Helmut Fend (1988) charakterisiert diese neu entstehenden biographischen Muster unter anderem durch zunehmende "Freiheitsgrade des Handelns" und ebenso die "Erweiterungen von Möglichkeitsräumen" (ebd.). "Erweiterte Möglichkeiten bedeuten aber auch geringere Notwendigkeiten der Einordnung in gegebene Verhältnisse. (...) Damit werden aber Tugenden, mit (unveränderlichen) Umständen leben zu können, weniger funktional und weniger eintrainiert als Tugenden, sich klug entscheiden zu können und Beziehungsverhältnisse aktiv befriedigend zu gestalten" (1988, S.296). Diese Analyse kann man problemlos auch auf das Bürgerengagement übertragen. Mein alter Turnvereinsboss hatte klare Vorstellungen von meinem Amt als Oberturnwart und er gab mir unzweideutige Hinweise, damit ich diesen Vorstellungen auch entsprechen konnte. Was aber könnte Hinführung zum zivilgesellschaftlichen Engagement in der Spätmoderne heißen? Dies erfordert zum einen eine Klärung dessen, was wir unter Zivilgesellschaft verstehen wollen und zum anderen ist danach zu fragen, wie Menschen in einer solchen Gesellschaft ihr Leben organisieren und ihre Identität finden. Bürgerschaftliches Engagement vollzieht sich im Schnittbereich dieser beiden Fragen:

Zivilgesellschaft ist die Idee einer zukunftsfähigen demokratischen Alltagskultur, die von der identifizierten Beteiligung der Menschen an ihrem Gemeinwesen lebt und in der Subjekte zugleich die notwendigen Bedingungen für gelingende Lebensbewältigung und Identitätsarbeit in einer offenen pluralistischen Gesellschaft schaffen und nutzen.

Hier schließt meine zweite Frage unmittelbar an:

Wo und wie erwirbt man die Schlüsselqualifikationen gelingender Lebensbewältigung?

Es geht offensichtlich um die Förderung und Vermittlung spezifischer Fähigkeiten, also um Bildungsziele. Wie können Bildungsprozesse einen förderlichen Einfluss auf die persönliche und berufliche Entwicklung eines Menschen nehmen? Welche Bedeutung haben dabei familiäre und schulische Formungsprozesse. Im heutigen Jargon ist nach der Relevanz formeller und informeller Lernprozesse zu fragen. Ich hatte kürzlich die Gelegenheit meinen eigenen Bildungsgang unter dieser Perspektive zu beleuchten. Mein Gymnasium feierte ihr 75jähriges Jubiläum und wollte von mir einen Beitrag zu seiner Festschrift. Also habe ich mich gefragt, was waren prägende Anteile des Schulcurriculums und der informellen Erfahrungsmöglichkeiten. Mit einem kurzen Ausschnitt möchte ich in mein Thema einführen.

Es ist für mich relativ klar, welchen Anteil meine Herkunftsfamilie, eine Akademiker-Großfamilie im ländlichen Milieu, an meiner „Menschwerdung“ hatte. Diese familiäre Imprägnierung wirkt bis heute nach. Aber welche sozialisatorische Bedeutung hatte daneben die Schule? Als Fahrschüler, der ich in all den neun Jahren war, ist man im Schnitt 7 bis 8 Stunden täglich dem elterlichen Erziehungseinfluss entzogen und Schule wird in jedem Fall zu einer nachhaltig prägenden Sozialisationsinstanz. Aber welchen Anteil an diesen Prägungsjahren hat denn Schule selbst als ein Unterrichtssystem, das nach einem strukturierten Lehrplan Wissensbestände an Heranwachsende vermittelt? Wie stark sind denn meine nächsten Sozialisationsstadien wie Studium und Beruf durch das schulische Curriculum geprägt worden? Ich kann diese Frage nicht für alle Gymnasiasten beantworten, denn ich habe sie nie zu meinem Forschungsthema gemacht. Ich kann sie nur aus eigener Erfahrung als – möglicherweise sehr untypischen - Einzelfall bedenken.

Bei meiner Fächerkombination von Psychologie und Soziologie ist die gestellte Frage ja noch schwieriger zu beantworten als bei jenen, die ihren späteren Beruf genau so gewählt haben, dass ihre schulischen Leistungen einen geraden Pfad zu Studium und Beruf gebildet haben (z.B. die Mathe- und Physikkasse, die halt Mathe und/oder Physik studiert haben). Die Leistungen in welchen Fächern könnten denn eine günstige Prognose für Psychologie und Soziologie abgeben? Beim Nachdenken über meinen eigenen Weg bis hin zum Hochschullehrer hatten die informellen Bildungschancen einen großen Stellenwert. Meine Neugier auf soziale Beziehungen und Zusammenhänge sind an der Nahtstelle von Familie und Dorf entstanden und meine selbstbestimmte Leistungsbereitschaft hat sich im Sport entwickelt, allerdings auch mit einer wichtigen Schnittstelle zu meiner Schule.

Es war schon von dem großen Anteil die Rede, die der Sport in meinem Leben neben der Schule hatte. Aber er hatte auch in der Schule seine Bedeutung. In meiner Familie wurde viel Sport getrieben. An den Sonntagnachmittagen gab es im Sommer bei gutem Wetter Faustballturniere. Vater zeigte uns mit Bohnenstangen wie toll Speere durch die Luft segeln können. Gegenüber meinen älteren Brüdern waren meine Leistungen nicht der Rede wert. Dann gab es ein Schlüsselerlebnis für mich, einen Vereinswettbewerb im Dorf, der auf der Basis der Punktetabelle der Bundesjugendspiele durchgeführt wurde. Der CVJM-Mannschaft ist ein Leistungsträger ausgefallen und da musste ich als Lückenbüßer ran. Meine drei bzw. fünf Jahre älteren Brüder sind selbstverständlich schneller gelaufen, weiter gesprungen und haben weiter geworfen, aber meine Ergebnisse brachten mehr Punkte und trugen ganz wesentlich zum tollen Abschneiden der CVJM-Mannschaft bei. Meine Mutter erzählte mir später oft, wie meine älteren Brüder ganz überrascht waren: „Mensch, der Kleine!“

Das sportförderliche Familienmilieu war das eine, das eigene Talent zu nehmen und etwas daraus zu machen, war das andere. Ich wollte mein Kapital mehren, aber wer könnte aus dem leichtathletischen Talent einen echten Spitzenmann machen? Da war in meinem Dorf der Fußballer und Turner nicht viel zu holen. Das musste man schon irgendwie in die eigenen Hände nehmen. Und so habe ich mir Bücher zur Trainingslehre besorgt und eine Fachzeitschrift abonniert und jeden Tag trainiert. Gerade technische Disziplinen wie Kugelstoßen, Diskuswerfen und Speerwerfen erfordern sehr viel Training. Der Pfarrhof und die Wiese hinter unserem Garten waren meine Trainingsstätten und ich war mein eigener Trainer. Erfolge kamen in der Ju-

gend B (bis 16) und setzten sich in der Jugend A (bis 18) fort und sie wurden wahrgenommen. Mein Großvater abonnierte die „Frankenpost“ zusätzlich zum „Selber Tagblatt“, weil dort die bessere regionale Sportberichterstattung war. Er wollte meine Erfolge schwarz auf weiß lesen. Das war Anerkennung. Bei der bayerischen Meisterschaft in Würzburg wurde ich von einem Konkurrenten von 1860 München gefragt, wer denn mein Trainer sei, antworte ich, das sei ich selber. Ungläubiges Staunen – auch das war Anerkennung. Bei den oberfränkischen Meisterschaften hatte ich im Kugelstoßen einen prominenten Konkurrenten aus Bayreuth: Wolf-Siegfried Wagner, einen Urenkel von Richard Wagner. Ein guter Leichtathlet, aber auch mit langen blonden Jahren ein Jung-Siegfried. Als er sich dann hinter mir einreihen musste, der ich mit Sportschuhen aus der DDR (ein Geschenk meiner Patentante) und ohne Claqueure gewonnen hatte, war das auch ein gutes Gefühl. Und Anerkennung gab es dann auch für den 17-Jährigen, den der TV 1860 Thierstein zu seinem Oberturnwart wählte, ein arbeits- aber auch privilegiertes Amt (schließlich durfte ich jetzt alle Mädchen- und Frauenturnstunden visitieren und mich mit „Hilfestellungen“ nützlich machen). In diesem Amt ist eine 100-Jahrfeier auszurichten gewesen, eine nicht unkomplizierte logistische Aufgabe, die an die Grenze meiner Leistungsfähigkeit ging, die dann aber zu einem Erfolg wurde. Mein Sahnehäubchen war dann noch einer oberfränkischer Kugelstoßrekord bei meinem eigenen Turnfest, obwohl ich die Tage davor kaum zum Schlafen kam. Das war wieder so ein Meilenstein in meiner Entwicklung: Ein Jugendlicher nimmt etwas selbst in Hand, spürt das Vertrauen der Erwachsenen und holt sich aus dem Gelingen Motivation dafür, weiterzugehen. „Selbstsozialisation“ nennen das die Fachleute. Aber es geht nicht um den einsamen Cowboy, der sich allein durch die Prärie schlägt, niemandem vertraut und mit niemandem teilt. Es geht vielmehr um Lernprozesse, die nicht von Erwachsene geplant und kontrolliert werden. Diese unterstützen im Hintergrund, sie trauen einem etwas zu und freuen sich mit. Sie vermitteln das wichtige Gefühl der Anerkennung, ohne das gelingende Selbstfindung sich nicht vollziehen kann.

Was zeigt dieser kurze Blick auf meine Biographie? Zukunftschancen für Heranwachsende werden offensichtlich nicht nur durch „formelle Bildungsangebote“ verteilt, sondern vor allem auch durch „informelle Bildung“, die sich im Alltag von Familien, Nachbarschaft, Kultur, Freizeit und Jugendarbeit vollzieht.

Wer sich heute in Deutschland mit der Lebenssituation und den Zukunftschancen von Heranwachsenden beschäftigt und wer danach fragt, mit wel-

chen Entwicklungsaufgaben sie konfrontiert sind und über welche Ressourcen zu deren produktiver Bewältigung sie verfügen, der wird dem Stichwort PISA nicht entgehen können. Darauf bezieht sich auf meine Einstiegsthese:

Die Panik, die durch PISA ausgelöst wurde, hat deren Kern verfehlt. Bei PISA geht es um Basiskompetenzen für Lebensbewältigung in einer widersprüchlichen Welt des digitalen Kapitalismus. Diese können nicht mehr aus dem Arsenal der Ersten Moderne geschöpft und nach dem Modell der „Nürnberger Trichters“ vermittelt werden. Vielmehr kommt es darauf an Heranwachsende in ihren Ressourcen so zu stärken, dass sie ihre eigene Identitätspassung finden. Diese Empowermentperspektive ist unabdingbar an verbindliche und umfassende Partizipation gebunden, die von Erwachsenen nicht als Gnadenerweis aus der politischen Dominanzkultur der Erwachsenen eröffnet, aber auch wieder genommen werden kann, wenn es dieser politisch nicht mehr opportun erscheint. Das Potential für bürgerschaftliches Engagement Heranwachsender ist nachweislich gut, aber es darf nicht zu „BE light“ verharmlost werden, sondern setzt eine umfassende „Demokratisierung der Demokratie“ voraus.

Von PISA, zu therapeutischen Feldern bis in Organisationsentwicklung hinein steht heute die Frage auf der Agenda, welche Lebenskompetenzen für eine souveräne Lebensbewältigung „an der Zeit“ sind. In einer individualisierten Gesellschaft, in der die Menschen ihre Biographien immer weniger in den gesicherten Identitätsgehäusen der Berufsarbeit einrichten können, in der die traditionellen Geschlechterrollen ihre Façon verloren haben und in der Lebenssinn zur Eigenleistung der Subjekte wird, sind vermehrt Fähigkeiten zur Selbstorganisation in den sozialen Mikrowelten gefordert. Fertige soziale Schnittmuster für die alltägliche Lebensführung verlieren ihren Gebrauchswert. Sowohl die individuelle Identitätsarbeit als auch die Herstellung von gemeinschaftlich tragfähigen Lebensmodellen unter Menschen, die in ihrer Lebenswelt aufeinander angewiesen sind, erfordert ein eigenständiges Verknüpfen von Fragmenten. Bewährte kulturelle Modelle gibt es dafür immer weniger. Die roten Fäden für die Stimmigkeit unserer inneren Welten zu spinnen, wird ebenso zur Eigenleistung der Subjekte wie die Herstellung lebbarer Alltagswelten. Menschen in der Gegenwart brauchen die dazu erforderlichen Lebenskompetenzen in einem sehr viel höheren Maße als die Generationen vor ihnen. Sie müssen in der Lage sein, ein Berufsleben ohne Zukunftsgarantien zu managen, ihren individuellen Lebenssinn ohne die Vorgabe von Meta-Erzählungen zu entwickeln und eine Komplexität von Weltverhältnissen auszuhalten, die nur noch in Sekten auf ein einfaches Maß reduziert werden kann. Gefordert ist eine Perspektive der „Selbstsorge“ (wie Michel Foucault es genannt hat) oder eine „Politik der Lebensführung“ (so Anthony Giddens).

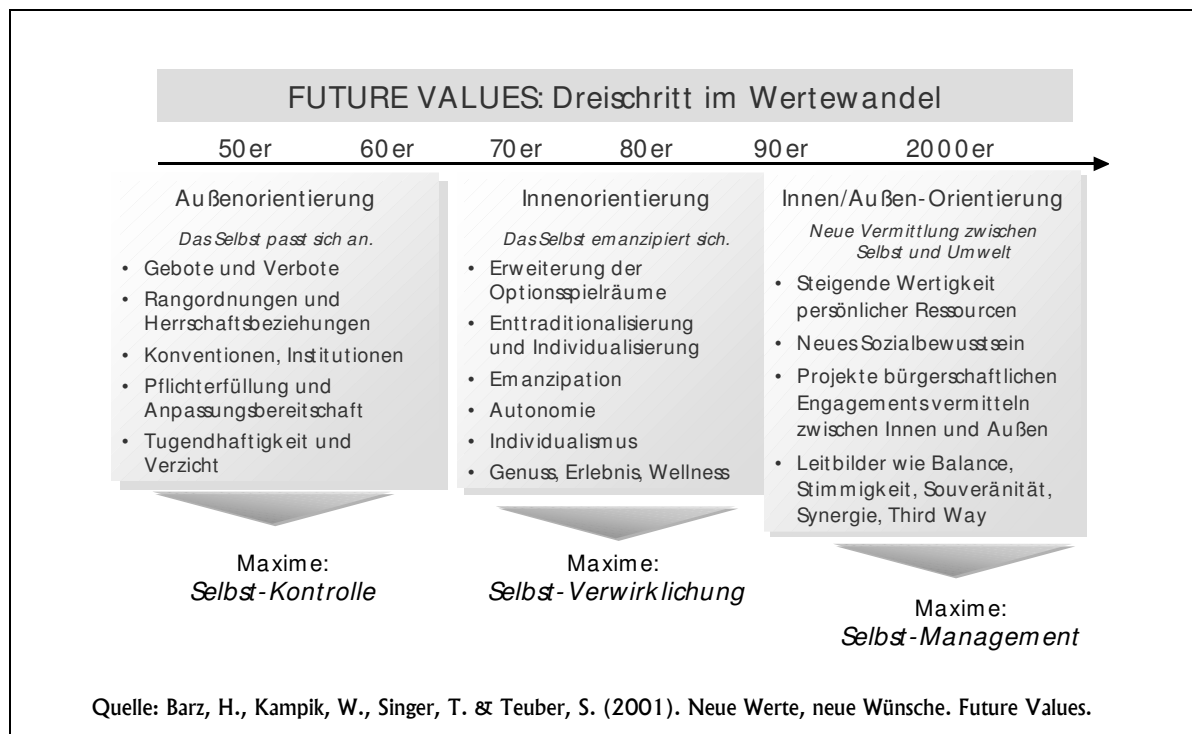
„Bürgerschaftliches Engagement“ wird aus dieser Quelle der vernünftigen Selbstsorge gespeist. Menschen suchen in diesem Engagement Lebenssinn, Lebensqualität und Lebensfreude und sie handeln aus einem Bewusstsein heraus, dass keine, aber auch wirklich keine externe Autorität das Recht für sich beanspruchen kann, die für das Subjekt stimmigen und befriedigenden Konzepte des richtigen und guten Lebens vorzugeben. Zugleich ist gelingende Selbstsorge von dem Bewusstsein durchdrungen, dass für die Schaffung autonomer Lebensprojekte soziale Anerkennung und Ermutigung gebraucht wird, sie steht also nicht im Widerspruch zu sozialer Empfindsamkeit, sondern sie setzen sich wechselseitig voraus. Und schließlich heißt eine „Politik der Lebensführung“ auch: Ich kann mich nicht darauf verlassen, dass meine Vorstellungen vom guten Leben im Delegationsverfahren zu verwirklichen sind. Ich muss mich einmischen. Eine solche Perspektive der Selbstsorge ist deshalb mit keiner Version „vormundschaftlicher“ Politik und Verwaltung vereinbar. Ins Zentrum rückt mit Notwendigkeit die Idee der „Zivilgesellschaft“. Diese bildet den Sauerteig einer zukunftsfähigen Demokratie. Dieser entsteht nicht aus einem moralischen Kraftakt, der den hedonistisch gesonnenen Subjekten als Opfer und Verzicht abverlangt werden muss. Er wird vielmehr aus einer Lebenspolitik der Selbstsorge erzeugt: Es ist nicht anstößig, sondern legitim und wertvoll gemeinschaftsförderliche Projekte aus eigenen Wünschen und Interessen heraus zu beginnen und voranzutreiben. Selbsthilfegruppen und die meisten Projekte bürgerschaftlichen Engagements gewinnen ihre Stärke und Vitalität genau aus einem solchen motivationalen Wurzelgeflecht.

Ziehen wir eine erste Zwischenbilanz: Die Konzepte Zivilgesellschaft und Identitätsarbeit verweisen aufeinander. Sie stellen auf der makro- und mikro-sozialen Ebene die Frage danach, wie Menschen heute ihr Leben organisieren und ihre Identität finden sollen und welche gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sie dafür benötigen. Bürgerschaftliches Engagement vollzieht sich im Schnittbereich dieser beiden Fragen.

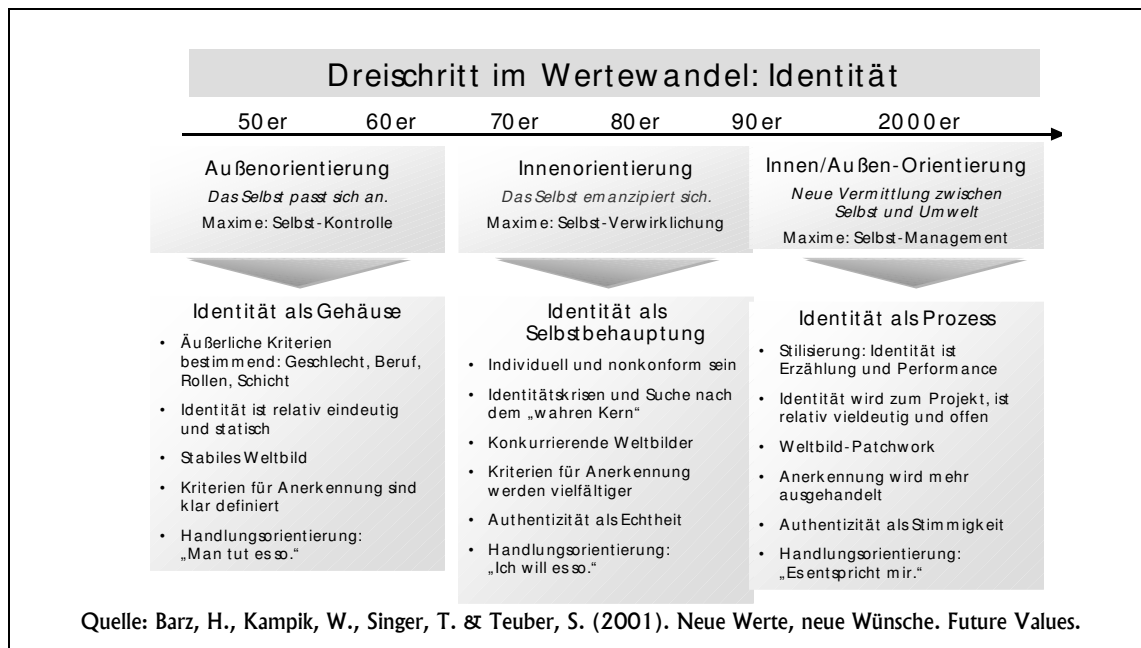
Zivilgesellschaft ist die Idee einer zukunftsfähigen demokratischen Alltagskultur, die von der identifizierten Beteiligung der Menschen an ihrem Gemeinwesen lebt und in der Subjekte zugleich die notwendigen Bedingungen für gelingende Lebensbewältigung und Identitätsarbeit in einer offenen pluralistischen Gesellschaft schaffen und nutzen. Ein zivilgesellschaftlicher „Generationsvertrag“ setzt auf aktive Bildungschancen für Heranwachsende zum Erwerb von Schlüsselqualifikationen, die zur lebendigen Weiterentwicklung zivilgesellschaftlicher Lebensformen erforderlich sind.

Unsere Vorstellungen vom „guten Leben“, also unsere zentralen normativen Bezugspunkte für unsere Lebensführung, haben sich in den letzten 30 Jahren grundlegend verändert. Es wird von einer "kopernikanischen Wende" grundlegender Werthaltungen gesprochen: "Dieser Wertewandel musste sich in Form der *Abwertung* des Wertekorsetts einer (von der Entwicklung längst ad acta gelegten) religiös gestützten, traditionellen *Gehorsams- und Verzichtsgesellschaft* vollziehen: Abgewertet und fast bedeutungslos geworden sind 'Tugenden' wie 'Gehorsam und Unterordnung', 'Bescheidenheit und Zurückhaltung', 'Einfühlung und Anpassung' und 'Fester Glauben an Gott'" (Gensicke 1994, S. 47).

Dieser Wertewandel lässt sich so schematisieren:



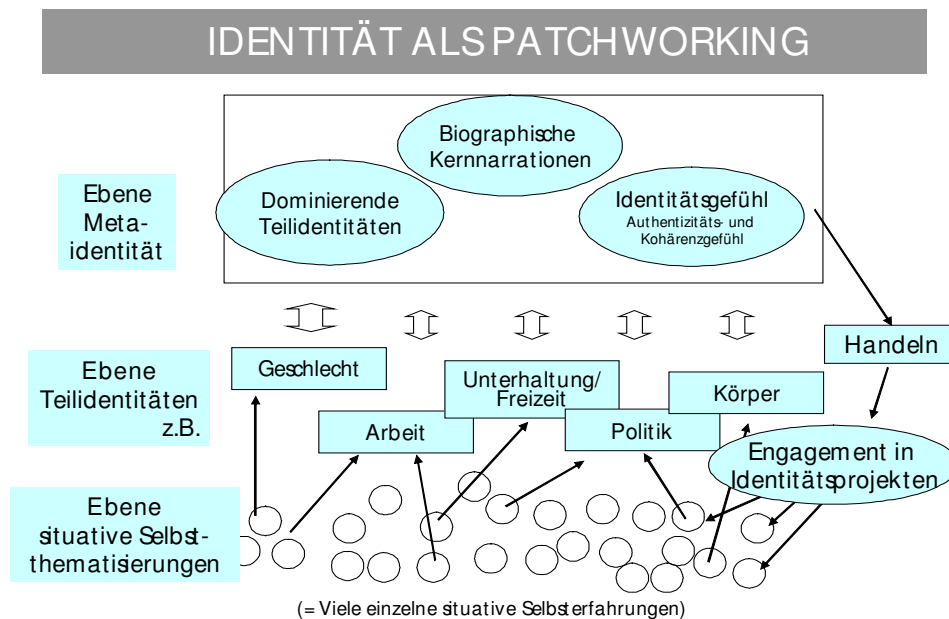
Die Wertewelt ist jeweils auch ein zentraler Rahmen für meine Identitätskonstruktion: „Aufgrund meiner Identität weiß ich, worauf es mir mehr oder weniger ankommt, was mich tiefgreifend berührt und was eher nebensächlich ist“ (Taylor 2002, S. 271). Insofern kann es nicht überraschen, dass auch die Bezugspunkte für die Identitätsentwicklung vom Wertewandel zentral betroffen sind.



Wie könnte man die Aufgabenstellung für unsere alltägliche Identitätsarbeit formulieren? Hier meine thesenartige Antwort: Im Zentrum der Anforderungen für eine gelingende Lebensbewältigung stehen die Fähigkeiten zur Selbstorganisation, zur Verknüpfung von Ansprüchen auf ein gutes und authentisches Leben mit den gegebenen Ressourcen und letztlich die innere Selbstschöpfung von Lebenssinn. Das alles findet natürlich in einem mehr oder weniger förderlichen soziokulturellem Rahmen statt, der aber die individuelle Konstruktion dieser inneren Gestalt nie ganz abnehmen kann. Es gibt gesellschaftliche Phasen, in denen der individuellen Lebensführung die bis dato stabilen kulturellen Rahmungen abhanden kommen und sich keine neuen verlässlichen Bezugspunkte der individuellen Lebensbewältigung herausbilden. Gegenwärtig befinden wir uns in einer solchen Phase.

Meine These bezieht sich genau darauf:

Identitätsarbeit hat als Bedingung und als Ziel die Schaffung von Lebenskohärenz. In früheren gesellschaftlichen Epochen war die Bereitschaft zur Übernahme vorgefertigter Identitätspakete das zentrale Kriterium für Lebensbewältigung. Heute kommt es auf die individuelle Passungs- und Identitätsarbeit an, also auf die Fähigkeit zur Selbstorganisation, zum "Selbsttätigwerden" oder zur „Selbsteinbettung“. In Projekten bürgerschaftlichen Engagements wird diese Fähigkeit gebraucht und zugleich gefördert. Das Gelingen dieser Identitätsarbeit bemisst sich für das Subjekt von Innen an dem Kriterium der Authentizität und von Außen am Kriterium der Anerkennung.



IDENTITÄT UND ANERKENNUNG

In einem letzten Schritt ist der immer wieder schon angedeutete Zusammenhang von Identität und Anerkennung aufzunehmen.

"Das Verlangen nach Anerkennung" ist für Taylor (1993) "ein menschliches Grundbedürfnis". Die Forderung nach Anerkennung geht laut Taylor von der Annahme aus, "es bestehe ein Zusammenhang zwischen Anerkennung und Identität, wobei 'Identität' hier das Selbstverständnis der Menschen bezeichnet, ein Bewusstsein von den bestimmenden Merkmalen, durch die sie zu Menschen werden. Die These lautet, unsere Identität werde teilweise von der Anerkennung oder Nicht-Anerkennung, oft auch von der Verkennung durch die anderen geprägt, so dass ein Mensch oder eine Gruppe von Menschen wirklichen Schaden nehmen, eine wirkliche Deformation erleiden kann, wenn die Umgebung oder die Gesellschaft ein einschränkendes, herabwürdigendes oder verächtliches Bild ihrer selbst zurückspiegelt. Nichtanerkennung oder Verkennung kann Leiden verursachen, kann eine Form von Unterdrückung sein, kann den anderen in ein falsches, deformiertes Dasein einschließen" (S. 13f.).

Von größter Bedeutung ist die Überwindung einer Sichtweise, die Identität als einen individuellen-autonomen Prozess begreift. Dazu Taylor: "Wollen wir den engen Zusammenhang von Identität und Anerkennung begreifen, so müssen wir etwas beachten, das von der überwiegend monologischen Orientierung der modernen Philosophie fast unsichtbar gemacht wurde: den *dialog*

gischen Charakter menschlicher Existenz. Zu handlungsfähigen Menschen, die imstande sind, sich selbst zu begreifen und insofern auch ihre Identität zu bestimmen, werden wir, indem wir uns eine Vielfalt menschlicher Sprachen aneignen" (S. 21).

"In früheren Zeiten ... wurde die Anerkennung nie zum Problem. Allgemeine Anerkennung war schon deshalb ein fester Bestandteil der gesellschaftlich abgeleiteten Identität, weil diese Identität auf gesellschaftlichen Kategorien beruhte, die niemand anzweifelte. Die aus dem Inneren begründete, unverwechselbar persönliche Identität genießt diese selbstverständliche Anerkennung nicht. Sie muss Anerkennung erst im Austausch gewinnen, und dabei kann sie scheitern. (...) In vormoderner Zeit war von 'Identität' und 'Anerkennung' nicht deshalb keine Rede, weil die Menschen keine Identität (bzw. das, was wir so nennen) besessen hätten oder auf Anerkennung nicht angewiesen wären, sondern weil diese Begriffe damals selbstverständlich waren, so dass sie keiner besonderen Aufmerksamkeit bedurften" (S. 24 f.).

Diese Selbstverständlichkeit ist im Zuge der Individualisierungsprozesse, durch die die Moderne die Lebenswelten der Menschen veränderte und teilweise auflöste, in Frage gestellt worden. Anerkennung muss auf der persönlichen und gesellschaftlichen Ebene erworben werden und insofern ist sie prekär geworden: "So ist uns der Diskurs der Anerkennung in doppelter Weise geläufig geworden: erstens in der Sphäre der persönlichen Beziehungen, wo wir die Ausbildung von Identität und Selbst als einen Prozess begreifen, der sich in einem fortdauernden Dialog und Kampf mit signifikanten Anderen vollzieht; zweitens in der öffentlichen Sphäre, wo die Politik der gleichheitlichen Anerkennung eine zunehmend wichtigere Rolle spielt" (S. 27).

"Auf der gesellschaftlichen Ebene hat die Auffassung, dass Identitäten in einem offenen Dialog ohne gesellschaftlich vorab festgelegtes Drehbuch geformt werden, der Politik der gleichheitlichen Anerkennung Beachtung verschafft und sie zugleich problematisch gemacht. Das Risiko ist hier in der Tat erheblich gestiegen" (S. 26).

Wie Axel Honneth (1994, S. 211) zeigt, lassen sich in den Grunddimensionen der Anerkennung die wesentlichen Fragen subjektiver, sozial-lebensweltlicher und gesellschaftlicher Ordnung aufzeigen:

ANERKENNUNGSFORMEN	PRIMÄRBEZIEHUNGEN (LIEBE, FREUNDSCHAFT)	RECHTSVERHÄLTNISSE (RECHTE)	WERTGEMEINSCHAFT (SOLIDARITÄT)
Anerkennungsweise	Emotionale Zuwendung	Kognitive Achtung	Soziale Wertschätzung
Persönlichkeitsdimension	Bedürfnis- und Affektnatur	Moralische Zurechnungsfähigkeit	Fähigkeiten und Eigenschaften
Praktische Selbstbeziehung	Selbstvertrauen	Selbstachtung	Selbstschätzung
Entwicklungspotential	-	Generalisierung, Materialisierung	Individualisierung, Egalisierung
Missachtungsformen	Misshandlung und Vergewaltigung	Entmachtung und Ausschließung	Entwürdigung und Beleidigung
Davon betroffen:	physische Integrität	Soziale Integrität	„Ehre“, Würde

Viele der neuen Anforderungen an die individuelle und kollektive Identitätsarbeit sind längst in das „neue Sozialbewusstsein“ der Menschen eingesickert. Das zeigen Untersuchungen hinreichend. Das Leben im Beziehungsnetzwerk und die Prozesse der Selbsteinbettung sind zur Selbstverständlichkeit geworden.

NEUES SOZIALBEWUSSTSEIN: Leben im Netz-Werk

➔ In der fluiden Netzwerk-Gesellschaft stellt sich *Sozialität* zunehmend als *Lebensgrundlage* heraus, die gestaltet und gepflegt werden muss (Netz-Werk).

Wachsende Aufmerksamkeit für ‚soziales Kapital‘ - sei es in Form tragender persönlicher Beziehungen, in Gestalt von sozialen Projekten oder in Form von ‚Connections‘, strategischen Allianzen und Seilschaften, sei es privat oder beruflich.

<p>Beziehung und Kommunikation treten in den Vordergrund.</p> <p>Umorientierung auf soziale Werte, auch als Gegenpol zu neoliberaler Verunsicherung und Vereinsamungsgefahr.</p> <p>Bedürfnis nach punktueller Geselligkeit mit Gleichgesinnten (Vermittlung von Teilhabe, Bestätigung, Synergie) - aber autonom, offen und unverbindlich.</p>	<ul style="list-style-type: none"> ❖ Organisationen bemühen sich um ihre ‚Kommunikations-Kultur‘ ❖ Soziale Kompetenzen sind Karriere-Schlüssel ❖ Projekte bürgerschaftlichen Engagements als Chance zur Gestaltung und Teilhabe ❖ Hoher Stellenwert von Freundschaft, Vertrauen, Geborgenheit und Familie ❖ Partnerschaftliches Beziehungsideal: Sich gegenseitig den Rücken frei halten, damit jeder sein Lebensprojekt verwirklichen kann. ❖ Settingsgefragt: Clubs, Salons, Lounges, Events, Online-Foren etc. ❖ ‚Wahlverwandtschaften‘: Interessengruppen, Szenen, Online-Communities, Selbsthilfegruppen
------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Quelle: Barz, H., Kampik, W., Singer, T. & Teuber, S. (2001). Neue Werte, neue Wünsche. Future Values.

Dieses „neue Sozialbewusstsein“ könnte einen wesentlichen Beitrag zur zukunftsfähigen Gestaltung unserer Gesellschaft leisten und leistet es in einer

Vielzahl von Initiativen und Projekten bürgerschaftlichen Engagements, aber unser politisch-gesellschaftliches Gefüge hat sich noch längst nicht als „aktivierender Staat“ erwiesen und in vielen Projekten werden die Erfahrungen gemacht, die Helmut Klages (2002) in seinem neuesten Buch „Der blockierte Mensch“ beschrieben hat. In der Enquetekommission zur „Zukunft des bürgerschaftlichen Engagements“ heißt es lapidar: „Anerkennung gehört zu den wichtigsten Formen der Förderung bürgerschaftlichen Engagements“¹. Wir brauchen keinen „Vater Staat“, der uns fürsorglich und obrigkeitlich sagt, was wir zu tun haben, sondern einen „ermöglichenden Staat“, der ermutigende Rahmenbedingungen schafft. Staatliches Handeln kann die in der „fluiden Gesellschaft“ nicht mehr als permanente Regulierung, sondern als Schaffung von Handlungsspielräumen und verlässlichen Ressourcen angelegt werden. Es geht um die Schaffung von kommunalen Infrastrukturen, die BürgerInnen, Politik, Verwaltung, Kirchen, Verbände und Wirtschaft zu innovativem Handeln ermutigt.

IDENTITÄTS- UND ZIVILGESELLSCHAFTLICHE KOMPETENZEN: SCHLÜSSELQUALIFIKATIONEN IN DER REFLEXIVEN MODERNE

Es ging mir in meinem Beitrag um die Verknüpfung unserer Diskurse zum zivilgesellschaftlichen Engagement und um die Bedingungen heutiger Identitätsarbeit. Identitäts- und zivilgesellschaftliche Kompetenzen gehören zu den Schlüsselqualifikationen für das Leben in einer Gesellschaft tiefgreifender gesellschaftlicher Veränderungen. Das wird auch bei einem der originellsten Versuche, solche Schlüsselqualifikationen zu formulieren. Er stammt von Oskar Negt (1998)². Die Bestimmung von aktuellen Bildungszielen sollte sich seiner Auffassung nach von folgender Frage leiten lassen: „Was müssen Menschen lernen, damit sie in der heutigen Krisensituation begreifen können, was vorgeht? Welche Möglichkeiten gibt es für sie, ihre Lebensbedingungen in solidarischer Kooperation zu verbessern und eine Grundhaltung zu entwickeln, daß Gemeinwohl mehr und anderes ist als nur die Summe betriebswirtschaftlicher Kosten-Nutzen-Kalkulationen?“

Negt definiert und begründet fünf Schlüsselqualifikationen, welche durch die Verknüpfung von persönlicher Lebenserfahrung und allgemeinen Entwick-

¹ Bericht der Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“ vom 02.06.2002, S. 127.

² Wenn ich im folgenden Seitenzahlen nenne, stammen die Formulierungen aus dem zitierten Aufsatz. Die nicht seitenmäßig nachgewiesenen Formulierungen sind dem folgenden Zeitungsartikel entnommen: „Der kritikfähige Mensch bedarf der geistigen Lagerhaltung“. Oskar Negt definiert Schlüsselkonzepte für die Bildung. In: Frankfurter Rundschau vom 05.11.1998.

lungen „Bewusstseinsweiterung“ schaffen können, denen ich noch eine sechste hinzugefügt habe:

KOMPETENZEN, DIE DAS GELINGEN VON IDENTITÄT BEFÖRDERN

1. Identitätskompetenz: Aufgeklärte Umgangsweise mit bedrohter und gebrochener Identität.
2. Technologische Kompetenz: Gesellschaftliche Wirkungen begreifen und Entscheidungsvermögen entwickeln.
3. Ökologische Kompetenz: Pfüeglicher Umgang mit Menschen, der Natur und den Dingen.
4. Gerechtigkeitskompetenz: Sensibilität für Enteignungserfahrungen, Wahrnehmungsfähigkeit für Recht und Unrecht, für Gleichheit und Ungleichheit.
5. Historische Kompetenz: Erinnerungs- und Utopiefähigkeit.
6. Zivilgesellschaftliche Kompetenz: Sich Aktiv in die Gestaltung des Politischen und Sozialen einmischen.

Ich gehe nur noch auf die erste und die letzte Schlüsselkompetenz ein:

1. Identitätskompetenz: Aufgeklärte Umgangsweise mit bedrohter und gebrochener Identität: „Die traditionelle Identität der Menschen, die in den Grundinstitutionen von Eigentum und Arbeit gebildet war, ist ausgehöhlt“ (S. 34). „Die Kompetenz einer aufgeklärten Umgangsweise mit bedrohter und gebrochener Identität gehört zu den Grundausstattungen der Lernprozesse, die auf die Zukunft gerichtet sind“ (34). „Zu dieser Anforderung gehört auch, daß Menschen aus ihren gewohnten Lebenszusammenhängen herausgerissen und mit Verlust von Selbstwertgefühl und Anerkennung konfrontiert werden. Wo aber Vertreibung aus gewachsenen Lebensverhältnissen, aus dem Erwerbssystem, aus der Heimat, aus dem gewohnten Wohnumfeld stattfindet, wo der Mensch kein zu Hause mehr hat, kein äußeres und kein inneres zu Hause, da wird lernender und wissender Umgang mit bedrohter und gebrochener Identität zur Lebensfrage“.

6. Zivilgesellschaftliche Kompetenz: Fähigkeit zur Selbstorganisation und solidarischer Selbstsorge: Eine Zivilgesellschaft lebt von dem Vertrauen der Menschen in ihre Fähigkeiten, im wohlverstandenen Eigeninteresse gemeinsam mit anderen die Lebensbedingungen für alle zu verbessern. Zivilgesellschaftliche Kompetenz entsteht dadurch, „dass man sich um sich selbst und für andere sorgt, daß man in die Lage versetzt ist, selber Entscheidungen zu fällen und eine Kontrolle über die eigenen Lebensumstände auszuüben sowie dadurch, dass die Gesellschaft, in der man lebt, Bedingungen herstellt, die allen ihren Bürgerinnen und Bürgern dies ermöglichen“ (Ottawa Charta 1986).

LITERATUR

- Barz, H., Kampik, W., Singer, T. & Teuber, S. (2001). Neue Werte, neue Wünsche. Future Values. Düsseldorf/Berlin: Metropolitan.
- Bauman, Z. (2000). Liquid modernity. Oxford: Polity Press.
- Berger, P.L. (1994). Sehnsucht nach Sinn. Glauben in einer Zeit der Leichtgläubigkeit. Frankfurt: Campus.
- Bundesjugendkuratorium (2001). Streitschrift „Zukunftsfähigkeit sichern! – Für ein neues Verhältnis von Bildung und Jugendhilfe. Bonn.
- Castells, M. (1991). Informatisierte Stadt und soziale Bewegungen. In: M.Wentz (Hrsg.): Die Zukunft des Städtischen. Frankfurt: Campus, S. 137 - 147.
- Castells, M. (1996). The rise of the network society. Vol. I von The information age: Economy, society and culture. Oxford: Blackwell (deutsch: (2001). Die Netzwerkgesellschaft. Opladen: Leske + Budrich
- Heinze, R. & Keupp, H. (1997). Gesellschaftliche Bedeutung von Tätigkeiten außerhalb der Erwerbsarbeit. Gutachten für die "Kommission für Zukunftsfragen" der Freistaaten Bayern und Sachsen. Bochum/München.
- Honneth, A. (1994). Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt: Suhrkamp.
- Infratest Burke (1999). Freiwilligenarbeit, ehrenamtliche Tätigkeit und bürgerschaftliches Engagement. Repräsentative Erhebung 1999. München.
- Keupp, H. (2000). Eine Gesellschaft der Ichlinge? Zum bürgerschaftlichen Engagement Heranwachsender. München: SOS-Kinderdorf.
- Keupp, Heiner: Ermutigung zum aufrechten Gang. Tübingen: dgvt-Verlag 1997.
- Keupp, H., Ahbe, T., Gmür, W. et al. (2002). Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. 2. erweiterte Auflage. Reinbek: Rowohlt 1999.
- Klages, H. (2002). Der blockierte Mensch. Zukunftsaufgaben gesellschaftlicher und organisatorischer Gestaltung. Frankfurt: Campus.
- Negt, O. (1998). Lernen in einer Welt gesellschaftlicher Umbrüche. In H.Dieckmann & B.Schachtsiek (Hg.), Lernkonzepte im Wandel. Stuttgart: Klett, S. 21 - 44.
- Trojan, A.& Stumm, B. (Hg.) (1992). Gesundheit fördern statt zu kontrollieren. Frankfurt: Fischer.
- Taylor, C. (1993). Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung. Frankfurt: S.Fischer.
- Taylor, Charles (1994). Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität. Frankfurt: Suhrkamp.
- Taylor, Charles (1995). Das Unbehagen an der Moderne. Frankfurt: Suhrkamp.
- Taylor, C. (2002). Wieviel Gemeinschaft braucht die Demokratie? Aufsätze zur politischen Philosophie. Frankfurt: Suhrkamp.